

lichkeit hinter sich lassenden Menschen miteinander verbunden ist, bedeutet einen Zwiespalt der künstlerischen Form, der die Kunst Wiecherts stark beeinträchtigt. Er meint zwar selbst gegenüber der Kritik, daß die Einwände, die man erhob, ihren Grund in der „Weltanschauung“ hätten. Zu ästhetischen Urteilen reiche die Kraft nicht aus (21, 389). Damit widerspricht er sich aber selbst, da er seine ersten Bücher weniger aus künstlerischen Gründen herabsetzte und weniger von Kunst- als von Lebensfehlern sprach (21, 118). Mochte man auch wegen der Zeitnähe in den Jahren der Heimsuchung diesen Zwiespalt übersehen und die verzaubernde Kunst des Dichters über alles schätzen, im Abstand einer ruhigen Würdigung zeigt sich jene Schwäche, die sich auch in seiner persönlichen träumerischen, von der Wirklichkeit sich entfernenden, irrationalen Weltanschauung findet. Wiechert war ein Sucher, der sich schließlich in sein inneres persönliches Reich verschloß. Man wird deswegen heute kaum mehr selbst von seinen reifsten Werken sagen, daß sie zum Schönsten zählen, was die deutsche Dichtung uns heute schenkt¹⁴. In der Tat macht sich heute eine starke Kritik geltend, die die Schwächen des Dichters in Gehalt und Form deutlich sieht¹⁵. Der Ruhm Wiecherts als Dichter ist heute verblaßt. Als Lehrer einer Weltanschauung können wir ihn nicht anerkennen. Doch sollte man darüber nicht vergessen, daß Ernst Wiechert viel gelitten hat und daß er in bösen Tagen viele getröstet und gestärkt hat. Auch wenn diese Wirkung nicht von der letzten ewigen Wahrheit und Schönheit ausging, bleibt er Zeuge einer bedrohten Zeit, und gerade die Geschichte seines Ruhmes kann dazu beitragen, den Sinn auf das Unvergängliche zu richten.

Königin Christine von Schweden

ZUR NEUAUSGABE IHRER MAXIMEN

FRANZ HILLIG SJ

Seit Leopold von Ranke ins 8. Buch der „Römischen Päpste“ seine „Digression über Königin Christine von Schweden“ aufnahm, gehört diese Einlage in jede Darstellung des Pontifikats Alexanders VII. Sie ist bei Pastor (Geschichte der Päpste XIV) besonders entwickelt, und man mochte glauben, damit sei das Leben der eigenartigen Frau ein für allemal genügend erhellt.

¹⁴ Inez Maggi in: *Schweizer Monatshefte* 16 (1936) 468—477.

¹⁵ Vgl. *Wilhelm Grenzmann*, *Dichtung und Glaube*, Bonn 1957, 97—109; *Carol Petersen*, Ernst Wiechert, in: *Christliche Dichter der Gegenwart*, Heidelberg 1955, 321—332; *Joachim Günther*, Die zwei Gesichter Ernst Wiecherts, in: *Zeitenwende* 31 (1960) 532—541.

Inzwischen hat sich, wenn wir von andern Arbeiten absehen, der schwedische Konvertit Sven Stolpe des Stoffes, für den er doppelt prädestiniert scheint, neu bemächtigt; und zwar nicht, wie man von einem Dichter erwarten könnte, zu literarischer Gestaltung, sondern in wissenschaftlich gründlicher Arbeit.

Sven Stolpe hat 1959 mit zwei Veröffentlichungen über die Königin promoviert¹. Ferner hat er ihre Maximen im französischen Original und in schwedischer Übersetzung herausgegeben: *Drottning Kristina, Maximer — Les Sentiments Héroïques*. Utgivna och översatta av Sven Stolpe. Bonniers, Stockholm. In der Einleitung zu diesem Werk teilt Stolpe die Ergebnisse seiner Untersuchungen mit. Sie werden ergänzt durch einen Aufsatz „Königin Christinas Selbstbiographie“².

In diesem Aufsatz wird die Frage nach der bekannten „Männlichkeit“ der Königin neu gestellt. Christine, die Tochter Gustav Adolfs, war bekanntlich sehr unweiblich. Sie liebte das Reiten und die Jagd. Für frauliche Arbeiten hatte sie gar keinen Sinn, ebensowenig für lange Kleider, die sie gar nicht mochte. Sie gab nichts auf Schmuck und Kleidung und soll sich nur einmal in der Woche gekämmt haben. Auf Essen und Trinken legte sie keinen Wert. Sie trank Wasser und kam mit drei bis vier Stunden Schlaf aus.

Mit sechs Jahren hatte sie ihren genialen Vater verloren (die Mutter Marie Eleonore von Brandenburg, eine Hohenzollerin, die offenbar geistig nicht normal war, belastete das Kind mit ihrer maßlosen Trauer, in die sie sich einschloß). Mit achtzehn Jahren ergriff dieser letzte Sproß der Wasa tatkräftig die Zügel der Regierung. Der Kanzler Oxenstjerna hatte sie persönlich in die Geheimnisse der Staatskunst eingeführt. Sie machte sich das Parlament gefügig, und die Heerführer zitterten vor ihr. Aber sie ließ sich von den Staatsgeschäften nicht aufzehren. Sie hat offenbar ihre eigene Maxime befolgt: „Mag ein Fürst noch so beansprucht sein, er muß sich täglich einige Stunden freihalten, um über seine Führung und seine Fehler nachzudenken, Vorsätze zu fassen, namentlich aber, um Gottes Gnade zu erleben, ohne die wir nichts Rechtes zu tun vermögen.“

Jede freie Stunde gehörte der geistigen Arbeit. Schon das Mädchen war von einer unersättlichen Wißbegier gewesen und hatte täglich zwölf Stunden studiert. Der geistige Eros blieb. Christine beherrschte die klassischen Sprachen und eine ganze Reihe der neuen; am liebsten bediente sie sich des Französischen. Ihre Interessen reichten von der Mathematik und den Naturwissenschaften zur Staatskunst und von der Philosophie und Theologie zur Literatur und den bildenden Künsten. Ein neuer Stern war mit Christine am Fürstenhimmel aufgegangen, und man muß etwa den Brief lesen, den der neunundzwanzigjährige Pascal der sechsundzwanzigjährigen Königin schrieb, als er ihr seine Rechenmaschine überreichen ließ.

¹ *Fraan stoicism till mystik, studier i drottning Kristinas maximer — und: Kristina-studier.*

² *Hochland* 51 (1958) 415—423.

„Was mich in Wahrheit (dazu) veranlaßte, war, daß ich in Ihrer geheiligten Person zwei Dinge vereint sah, die mich in gleicher Weise mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen: die Autorität des Herrschers und die exakte Wissenschaft; denn ich habe eine besondere Hochachtung vor denen, die auf der höchsten Stufe der Macht oder der Erkenntnis stehen. Beide können, wenn ich mich nicht täusche, in gleicher Weise als Herrscher angesehen werden.“ (Aber wann gab es bisher beides in einem?) „Dieses Meisterstück blieb Ihrem Jahrhundert vorbehalten. Und damit uns dieses große Wunder jeden nur möglichen Anlaß zum Staunen böte, wurde die Stufe, welche die Männer nicht erreichen konnten, von einer jungen Königin eingenommen, die den Vorteil der Erfahrung mit der Zartheit der Jugend verbindet, die Muße des Studiums mit dem Amt, das ihr die königliche Geburt auferlegt, die Auszeichnung in der Wissenschaft mit der Schwäche des Geschlechtes. Eure Majestät, Madame, hat der Welt dieses einzigartige Beispiel gegeben, das ihr bisher fehlte. In ihr ist die Macht von der Erleuchtung der Wissenschaft durchwirkt und die Wissenschaft erhöht durch den Glanz der Autorität.“³

Man wird einem solchen Text (und der jungen Königin) nur gerecht, wenn man die Zeit im Auge behält: Es ist das „grand siècle“, und das ist nicht nur ein französischer Begriff. Ganz Europa schaut nach Frankreich und findet dort mehr als das Vorbild höfischen Lebensstils. Es genügt, Descartes, Bossuet und Corneille zu nennen, um das Ethos der Epoche zu spüren, die nicht nur in einem oberflächlichen Sinn von der „gloire“ bestimmt wird⁴.

Pascal hat sich nicht gescheut, von der „Schwäche des Geschlechts“ zu sprechen. Christine hat die Schwächen und Nachteile des weiblichen Geschlechts äußerst scharf gesehen. Und kann man ihr völlig unrecht geben, wenn man an die gesellschaftliche und geistige Lage der Frau im 17. Jahrhundert denkt? Nach Christine ist es das schlimme Schicksal der Frau, entweder Gefangene im Kloster oder Sklavin in der Ehe zu sein (vgl. M. 367). Voll Stolz verteidigt sie ihre Freiheit. Bis in ihre Konversion hinein spielt dieses Problem eine Rolle.

Wie ist das mit der Unfraulichkeit Christines? Sven Stolpe kommt in dem genannten Aufsatz zu dem Ergebnis: „Man beginnt das Geheimnis der Persönlichkeit zu ahnen. Sie ist Pseudo-Hermaphrodit, der eine männliche Erziehung genossen hat. Sie begehrt leidenschaftlich Männer, wagt aber nicht, sich mit ihnen zu vereinigen, da sie die wissenschaftlichen Ansichten ihrer Zeit kennt: Als heiße und trockene, abnorme Frau (die normale Frau galt nach der damaligen Medizin als „kühl und feucht“) darf sie keine Kinder zur Welt bringen, am allerwenigsten Kinder, die den Thron eines großen Reiches besteigen sollen. Ihre Umgebung bestürmt sie, sich zu verheiraten und dem Land einen Erbprinzen zu schenken — sie antwortet, sie wolle nie heiraten. Ihre Umgebung hält ihr das Verwerfliche, Unvollkommene und

³ Briefe des Blaise Pascal, *Leipzig 1935*, 117 ff.

⁴ Reinhold Schneider, Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie, *Leipzig 1939*.

Erniedrigende einer unverheirateten Frau vor. Da hört sie von einer anderen, reichen Kulturwelt, in der die reine Jungfrau kein Gegenstand der Verachtung, sondern der Verehrung ist. Mit glühendem Eifer vertieft sie sich in die gewaltige katholische Klosterbibliothek, welche ihre Feldherren für sie in ganz Europa zusammengestohlen haben“ (a. a. O. 423).

Man darf jedoch das „Jungfrau-Motiv“ bei ihrer Konversion nicht überbewerten. Christine besaß einen genial wachen Geist und hat einen weiten Weg geistiger Entwicklung durchgemessen. Es gibt ein Porträt der jungen Königin, das Sébastien Bourdon, damals Hofmaler in Stockholm, um 1653 gemalt hat, Christine war Mitte dreißig, dieses „feingestimmte Bild, das durch den Stich Nanteuils Verbreitung fand“⁵. Es hängt im National-Museum zu Stockholm und wird meist in unsern Lexika wiedergegeben. Es kann einen an den jungen Schiller erinnern. Wir sehen heute durchaus, wie dieser geistige Weg verlaufen ist: Streng lutherisch erzogen, faßte die begabte Tochter Gustav Adolfs schon früh eine ausgesprochene Abneigung gegen die lutherische Lehre. Die Predigten, die sie anhören mußte, waren ihr ein Greuel. Sie hat später nicht viel freundlicher über lange Predigten geurteilt (es ist freilich eine von ihr wieder gestrichene Maxime): „Das Zeitalter der Redner ist vorbei. Ihren Platz haben die Prediger eingenommen... Die erstaunliche Wirkung, die sie einst auf die Geister ausübten, bleibt (heute) aus. Man verläßt die Predigt wie man gekommen ist... Selten überzeugt (sie). Ich verstehe nicht, wie sich ein Mensch entschließen kann, eine geschlagene Stunde lang zu reden, ohne daß ihm jemand antwortet“ (M. 274).

Die Pastoren hatten es bei ihr nicht leicht. Christine war durchaus im Sinn der modernen Wissenschaft skeptisch. Sie las die Philosophen und neigte im Geist der Zeit zu rationaler Klarheit im Denken. Ihr Gott (den Gottesglauben hat sie nie aufgegeben) war der Gott der Philosophen. Sie zieht Cartesius an ihren Hof, und es ist bezeichnend, daß die Begegnung mit ihm entscheidend wird für die Sympathie, mit der sie die Lehre der katholischen Kirche zu sehen beginnt.

Sven Stolpe macht kein Hehl daraus, daß sich die Königin, im antik-humanistischen Ideal der Zeit befangen, vom Katholizismus ein falsches oder doch sehr einseitiges Bild machte. Überhaupt „schloß sie sich dem Katholizismus nicht etwa auf Grund einer religiösen Erschütterung an, sondern weil sie, in den modernen kritischen Methoden geschult, für ihr Denken mehr Ellbogenfreiheit brauchte, als sie ihr die schwedische protestantische Kirche gewährte“⁶. Sie täuschte sich; aber sie meinte, im Katholizismus sei Raum für das aufgeklärte französische Denken. Nun ist immerhin so viel wahr, daß der zeitgenössische, barocke Katholizismus weithin ein antik-stoisches Gewand angelegt hatte. Seine Hymnik und Rhetorik kannte den Olymp, und die christliche Philosophie war von Plato und Aristoteles geprägt, wie auch

⁵ Thieme-Becker, Allgem. Lexikon der Bildenden Künste, Leipzig 1910, Bd. 4, 458 f.

⁶ Einführung 17.

gerade damals der optimistisch-voluntaristische Molinismus bei vielen katholischen Theologen im Schwange war. Nicht von ungefähr suchte die Königin mit den Jesuiten Fühlung, die zum mindesten sehr kräftig die Sprache der Zeit sprachen, wenn man auch nachweisen kann, daß manches anders gemeint war, als es uns Heutigen klingt.

So legte also Königin Christine, da sie als Katholikin nicht Königin von Schweden bleiben konnte, im Juni 1654 die Krone zugunsten Karl Gustavs von Zweibrücken nieder. Sie hatte es eilig, außer Landes zu kommen. Der öffentliche Übertritt geschah 1655 in der Hofkirche zu Innsbruck. Nun war der Weg frei zum triumphalen Einzug in Rom, wo Papst Alexander VII. die Tochter Gustav Adolfs erwartete. Ganz Italien, ja die ganze katholische Welt war in Bewegung. Man muß, um das Ausmaß dieses Triumphzuges zu begreifen, an die Liebe des Barock für solche Schaustellungen denken; aber auch daran, was in der Zeit des Absolutismus eine Königin bedeutete und nun gar die Tochter des Mannes, der ein Vorkämpfer der Reformation im Norden gewesen war. Mußte dieser Einzug Christines in der Stadt der Apostelfürsten und des Papstes sich nicht wie ein später Sieg der katholischen Sache über die Neuerer darstellen?

Papst Alexander empfing bewegt die Königin, deren äußere Erscheinung die Römer enttäuschte und deren freie, fast möchte man sagen „nonkonformistische“ Art sich zu geben, bald viele abstieß. Denn die Königin ließ sich (von einigen Reisen nach Frankreich, Deutschland und Schweden abgesehen) endgültig in der Ewigen Stadt nieder. Rom aber war für sie nicht nur die Stadt des Papsttums, das sie als monarchische Regierungsform der Kirche stets freudig bejahte, sondern das Zentrum der geistigen Impulse, nicht zuletzt die Stadt der Musen, Museen und Akademien. Es brauchte lange Jahre der langsam wachsenden Erfahrung, der Schicksalsschläge und Enttäuschungen, bis sie ihr für römische Begriffe befremdendes, freies und exzentrisches Wesen einigermaßen bändigte. Daß sie die „bigots“, die Frömmeler, nicht mochte und diejenigen enttäuschte, die sich auf das Schauspiel einer Art öffentlicher Büsserin gefreut hatten, wird ihr niemand verübeln. Aber es ist da ein ernsteres Problem. Es ist ein Anstoß, den gerade der christliche Leser von heute nehmen möchte, wenn er sich zum Beispiel in die Lektüre ihrer Maximen vertieft.

Damit sind wir bei den „*Maximes Héroïques*“ angelangt. Im Jahr 1680 (25 Jahre nach ihrer Ankunft in der Ewigen Stadt) beauftragt Christine ihren Sekretär, die in ihren Papieren zerstreuten Maximen zu sammeln. Sie hatte schon sehr viel früher begonnen, im Stil der Maximen von La Rochefoucauld, die sie mit der Feder in der Hand las, und des „Handorakels“ von Gracian Sinnsprüche zu notieren. Sie wurden in der Mitte des 18. Jahrhunderts von ihrem Biographen Arckenholtz erstmalig veröffentlicht und 1906 von C. Bildt unter dem Titel „*Pensées de Christine*“ neu herausgegeben. Sven Stolpe hält diese Ausgabe für ungenügend und irreführend. Sie fuße auf unzulänglicher Quellenkenntnis. Tatsächlich liegen nämlich zwei Samm-

lungen der Maximen vor: *Les Sentiments Héroïques* und: *Ouvrage de Loisir*. Christine hatte die Absicht, aus diesem und anderm vorliegenden Material eine endgültige Sammlung herzustellen. Sie ist aber mit dieser Arbeit vor ihrem Tod nicht mehr fertig geworden (sie starb 1689).

Immerhin kann man schon jetzt bei sorgfältigem Studium der Manuskripte feststellen, wie eifrig Christine früher Geschriebenes gestrichen und zum Teil durch neue Formulierungen ergänzt hat. Es geht hier um mehr als um ein philologisches Problem. Denn wenn man der Königin unklares Denken und Unkonsequenz vorgeworfen hat, dann erweist sich das als völlig unbegründet. Man hatte nicht beachtet, daß das Ganze noch im Werden und in der Umformung begriffen war. Ja, das Problem sitzt noch tiefer: es führt uns auf die geistige Entwicklung Christines überhaupt.

Wir deuteten das Befremden an, das den heutigen Leser der Maximen überkommt, wir meinen, wenn er an ihre Konversion und ihre christliche Weltanschauung denkt. Was ihm in den Maximes weithin begegnet, ist heidnisch-antiker Humanismus, ist Stoizismus und Heroenkult. Man lese etwa die Stücke über Alexander (M. 414-419; es sind die umfangreichsten der ganzen Sammlung). Wohl kommt Gott vor; aber es ist der Gott der Philosophen. Meines Wissens steht nirgends der Name Christi. Man muß ehrlich und klar sagen, daß Christine im Stil des „grand siècle“ ganz im antiken Tugendideal aufgewachsen ist. In früher Jugend las sie Seneca und Marc Aurel. Der ihr befreundete französische Diplomat Chanut schreibt 1648 über die zweiundzwanzigjährige junge Königin: „Nichts ist ihrem Geiste gegenwärtiger als eine unglaubliche Liebe zu hoher Tugend. Die ist ihre Freude und Wonne, und sie nährt ihre Betrachtung mit dem Gedanken, wie sie zu ihr gelangen könne. Ich glaube indes nicht, daß das Verlangen nach Ruhm dabei ausgeschaltet ist.“

Nein, der Gedanke an die „gloire“ ist nicht ausgeschaltet! Er steht im Mittelpunkt. Gloire nicht äußerlich gefaßt, sondern so, wie Reinhold Schneider sie definiert: „Gloire ist der aus dem Innern strahlende Glanz der Tugend, den die Menschen wohl fühlen und verehren, der aber auch seinen Wert nicht einbüßt, wenn er verkannt wird.“⁷ Das hört sich schön an; das kann sogar christlich verstanden (und mißverstanden) werden. Doch hier stehen wir einfach vor dem edlen Heiden. Nicht von ungefähr widersetzte sich auch noch die katholisch gewordene Christine dem Glauben an die Menschwerdung und Erlösung und an das Fegefeuer. „Io sono innocente!“ rief sie aus. Sie hielt sich für unschuldig. Das war der gefährliche Stolz der Jungfrau und der Königin. In einer ersten, zahlenmäßig ausgedehnten Schicht ihrer Maximes begegnet man solchergestalt dem Kult der Ehre und der Tugend, nicht aber dem Wissen um die aus der Erbsünde stammende Schwachheit und Verwundung des Menschen und sein absolutes Angewiesensein auf die Gnade Gottes. Noch in dem richtig deutbaren Fragment

⁷ a. a. O. 49.

einer tieferen religiösen Erkenntnis zittert dieser gefährliche Tugendstolz nach: „Nach Gott muß man vor niemand mehr Achtung haben als vor sich selbst — On doit porter apres dieu plus de respect a soy mesme qu'a personne.“

Aber dann geschieht das Verwirrende, daß sich mitten unter den heidnisch kalten und stolzen Maximen solche von unbezweifelbarer Christlichkeit finden: Maxime 181: „Man muß alles verzeihen; der Mensch ist ein Abgrund von Armseligkeit.“ Maxime 258: „Wenn ein Herz fähig ist für Liebe, dann kann es nicht ausbleiben, daß es früher oder später Gott liebt.“ Maxime 264: „Es gibt Menschen, die so wohlgeboren und glücklich sind, daß sie nie etwas anders lieben konnten als Gott. Es gibt andere, die erst dahin gelangen, nachdem ihnen alles schal geworden ist. Die Erstgenannten muß man beneiden. Die von der zweiten Art sind weniger glücklich; dennoch besser, man liebt Ihn spät als gar nicht.“ Oder dieses andere Wort: „Die Sünde, die Unwissenheit und schließlich das Nichts sind unser Anteil, alles übrige ist von Gott“ (S. 29 Nr. 7). Und endlich die (später gestrichene) Maxime: „Das schönste Gebet ist das der schweigenden Liebe: aber Gott allein lehrt uns diese Sprache“ (M. 5).

Wie soll man die Spannung zwischen diesen Aussagen, die sich leicht vermehren ließen, verstehen? Sven Stolpe weist mit Recht darauf hin, daß wir dazu nicht auf die Maximen allein angewiesen sind. Wir wissen aus andern Quellen von der inneren Entwicklung, die Christine durchlaufen hat und die sich in den Maximen spiegelt. Das antike Tugendideal hat lange in ihrer katholischen Zeit fortgewirkt. Allmählich jedoch trat es hinter einer andern Haltung zurück. Im Jahr 1663 war der spanische Weltpriester Miguel Molinos nach Rom gekommen. Er wurde ein geschätzter Seelenführer und durch sein Werk *Guia espiritual* (Geistlicher Führer) berühmt.

Was Molinos verbreitete, war, kurz gesagt, Mystizismus und Quietismus. Christine lehnte seine Überspanntheiten ab; aber im übrigen mußte seine Lehre von der Ruhe in Gott und der Nichtigkeit aller Welt Dinge, von der absolut passiven Hingabe an Gott wie eine Befreiung auf die Königin wirken, die hier den Zugang zu einer schlichten Frömmigkeit fand. Christine liest mit Eifer die Schriften der heiligen Katharina von Genua. Sie schließt sich Molinos an, der ihr Führer wird. Nun wird endlich mit ihrem antiken Humanismus reiner Tisch gemacht. Gottes Gnade ist die einzige Chance für unser Heil. Aber die Lehre und das Treiben des spanischen Priesters erregten das Mißtrauen der römischen Inquisition. Am 18. Juli 1685 wird Molinos verhaftet. Am 3. September 1687 bekennt er sich schuldig und wird zu lebenslänglichem Kerker verurteilt (er ist neun Jahre darauf gestorben). Aus bisher ungeklärtem Grund ist der Einfluß seines Quietismus in den Maximes des *Ouvrage de Loisir* stärker spürbar als in den *Maximes Héroïques*. Offenbar hat Christine, die Molinos übrigens so lange verteidigte, als dies überhaupt anging, die Spuren seiner Lehre aus der geplanten endgültigen Ausgabe der Maximen möglichst entfernen wollen.

Man kann zusammenfassend sagen: In den Maximen stehen Aussagen aus verschiedenen Lebensepochen oder auch aus einer gleichzeitigen geistigen Mehrschichtigkeit unvermittelt nebeneinander. Die Königin hatte nicht die Zeit, sie zu harmonisieren. Sie hat aber wahrscheinlich auch manche Maxime christlich gelesen, die wir vorschnell als heidnisch deuten möchten. Ist es doch auch den geschliffenen Aphorismen des Handorakels von Gracian eigen, daß sie sich verschiedenen Grundhaltungen anpassen und von ihnen aus gedeutet werden können. So mag es zum Beispiel sein, daß manches, was nur stoisch klingt, in Wirklichkeit als Nachfolge Christi gemeint ist und ähnliches mehr.

Ist auf diese Weise die Frage nach der „doppelten Moral“ der Maximen einigermaßen geklärt, dann bleibt noch der Hinweis auf die Lebhaftigkeit, mit der sich der Geist der Königin in ihren Aufzeichnungen spiegelt. Vieles, was sie sagt, ist nicht nur gescheit und das Ergebnis reicher Lebenserfahrung; man gewinnt den Eindruck einer Frau, die ihrer Zeit weit voraus ist und mit großer Unabhängigkeit das Leben beobachtet: Sie sieht religionsgeschichtlich den Monotheismus unter der Vielgötterei verborgen. Sie hält nicht viel von der vielgelobten Lebenserfahrung der alten Leute. Sie gehen einem auf die Nerven mit ihren Ratschlägen, die ja doch auf die gewandelte Situation nicht mehr passen. Das Beispiel, das sie geben, macht sie überdies nur lächerlich. Die Menschen sollten sterben, wenn sie Lust bekommen, ewig von der Vergangenheit zu reden. „Die Gabe des Spottes ist um so gefährlicher, als sie denen gefällt, die sie besitzen. Sie ist eher ein Fehler als ein Talent. Man macht sich mit ihr tausend Feinde, und geheilt wird man von ihr nur durch ein Wunder“ (M. 229). Man soll nicht leicht an Wunderbares glauben; aber man soll es auch nicht von vornherein für unmöglich halten. Es mag selten sein; aber wie sollen wir in unserer Unwissenheit der Natur Vorschriften machen? Die Jugenderziehung ist so wichtig. Die Kinder sollten möglichst spielend lernen. Die Einsamkeit ist das Element der großen Geister. Man kann im Leben nur eine Liebe haben; es ist zu kurz für zwei...

Mit fliegender Schrift, aus der die Graphologen Beweglichkeit, Enthusiasmus und ein starkes Gefühl für die Ehre herauslesen, hat Königin Christine die Blätter bedeckt, die der Sekretär mit seiner braven Kalligraphie nur halbseitig zu beschreiben wagte. Acht Blatt sind dem Buch in Faksimile samt einem graphologischen Gutachten beigelegt. Es liegt etwas von ungestillter Unrast über diesen Blättern, die Melancholie des Vorläufigen, des Zerstrichenen und Unvollendeten. Aber dies alles ist doch Spur einer Frau, die im Letzten Ihn suchte, dessen Namen sie trug. Wer ihre Maximen lieb gewinnt, wird mit Spannung die Biographie der Königin Christine erwarten, die Sven Stolpe vorbereitet.